

Der Schmetterling,

belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

Zeitungs-Concessionen in England.

Um in England ein Journal herauszugeben, oder was dasselbe bedeutet, den Stempel für ein politisches Blatt zu erlangen, hat man in London zu diesem Zweck ausschließlich mit dem Stempelamt zu thun, welches im Somersethouse, einem der großartigsten Paläste in London, seinen Sitz aufgeschlagen hat.

Derjenige, welcher einen Zeitungsstempel erlangen will, wendet sich vor Allem an einen Solicitor des Hauses, und trägt ihm sein Anliegen vor. Der Solicitor sitzt, wie alle öffentlichen Beamten in England, hinter einem kastellartigen, hölzernen Verschlage und konversirt mit dem Besuchenden durch eine Lucke, welche die Schießscharte seiner Festung vorstellt. Der Beamte reicht dem Bittsteller das erste Mal, statt jeder Antwort, einen gedruckten Bogen hin, dessen Rubriken auszufüllen sind.

Namen und Wohnort des Eigenthümers der herauszugebenden Zeitung sind schnell angegeben. Aber man verlangt auch Bürgschaft gegen Libell, und zwar doppelte Bürgschaft: vom Herausgeber, vom Drucker und noch von einer dritten Person, die den Caventen für die ersten Bürgen abgeben muß.

Es ist ein vielfach verbreiteter Irrthum, daß in England keine Cautionen für politische Zeitschriften bestehen. Gewiß, sie existiren, aber nur in anderer Form als auf dem Kontinente. In Frankreich, Deutschland, so wie in Oesterreich muß eine bestimmte Summe im vorhinein erlegt werden, welche für die zukünftigen Sünden der Redactionen in Gewahrsam bleibt; in England dagegen, wo der Verkehr durch gegenseitigen Kredit die höchste Stufe der Ausbildung erreicht hat, kreditirt auch die Regierung, fordert aber solche Bürgen, die ihr Zutrauen verdienen. Bedenkt man nun, daß diese sich verpflichten müssen, für jede zu erscheinende Zeitungsnummer, die gegen das Libellgesetz verstoßen sollte, Jeder 400 Pf. St. Strafe zu zahlen, so wird man begreifen, daß es keine leichte Sache ist, bereitwillige und — annehmbare Bürgen aufzufinden. Es müssen bedeutende Interessen im Spiele sein, die ein englisches Haus vermögen, mit einer Summe von 400 Pf. St. für jeden Mißgriff der Redaction einzustehen, trotzdem, daß eine Geldbuße wegen Libell beinahe zu den unerhörten Seltenheiten gehört. Man lese die Wochenblätter, zumal die Produkte der irischen Tagespresse, wo die Königin oft auf die gemeinste Weise angegriffen

wird; dennoch ist seit Jahren kein Fall vorgekommen, daß sie von der Staatsanwaltschaft deshalb belangt worden. Die Regierung hält es unter ihrer Würde, einen Prozeß gegen Pamphlete einzuleiten. „Times“ ist wohl einmal wegen Libell verfolgt worden, ja ihr Herausgeber entging nur mit Mühe der Strafe des Prangers, aber das war in der ersten Periode ihres Erscheinens, und „Satyrisk“, gegen welchen der Herzog von Braunschweig als Kläger auftrat, wurde zu nichts mehr als zur Buße eines Farthings (ungefähr 2½ Pfng.) verurtheilt.

Ist es dem Unternehmer gelungen, die geforderten Caventen aufzubringen, dann verlangt das Somersethouse die Namen zweier anderer „respectable gentlemen“, bei welchen es sich nach der Solidität der erstbezeichneten Bürgen erkundigen könne. In einigen Tagen sind all' die verschiedenen Nachfragen geschehen, und fielen sie günstig aus, so kann man sicher sein, fortan im Bureau des Solicitor mit aufmerksamer Berücksichtigung empfangen zu werden.

Nun sind alle Schwierigkeiten gehoben, die Wege sind geebnet, und der Zeitungsherausgeber hat nur mehr einige Formeln zu beobachten, die halbscherzhaft sind, weil sie an's Possirliche streifen. Er muß mit allen seinen Verbündeten: dem Publisher, dem Eigenthümer (oder wenn es ein Actienunternehmen ist, mit zwei der Hauptactionäre), dann dem Drucker und dem ersten Caventen zu einem Richter gehen. Im Angesichte einer kleinen elegant gebundenen Bibel fragt der Richter Jeden einzeln im raschen Geschäftston: „Sind Sie damit einverstanden, Herr . . . sich als Schuldner von 400 Pf. St. gegenüber Ihrer Majestät der Königin Victoria zu bekennen, im Falle Sie das Gesetz zu dieser Strafe verurtheilen sollte?“

Wird diese Frage ordentlich bejaht, dann werden erst förmliche 400 Pf. St. Wechsel ausgestellt, geschrieben auf Pergament, zahlbar auf die Königin Victoria und ihre Nachkommenschaft.

Jeder der Verbündeten unterschreibt, und legt wie zum Schwure Zeige- und Mittelfinger auf den Rand des Pergaments. Der Unternehmer muß jedoch außer dem Zeigefinger noch 2 Guineen auf den Altar des Richters legen. Die Bibel steht dabei unbenützt und figurirt als Zuschauer.

Der letzte Akt des Dramas spielt wieder in Somersethouse, wo die Parteien wieder Papiere unterschreiben, und ihre Finger zum Schwure auslegen müssen. Unmittelbar darauf erhält der Unternehmer eine Anweisung an den Siegelstecher der Königin,

welcher den verlangten Zeitungsstempel (gegen 15 Schilling Bezahlung) gravirt, und schon des andern Tages dürfen die neuen Blätter ausgegeben werden, groß wie das Meer und zahlreich wie der Sand im Meere.

Der Generalpostmeister bekommt in den ersten Tagen ein Exemplar zur Ansicht, damit er sich überzeugt, daß das neue Unternehmen wirklich ein Zeitungsunternehmen und keine Umgehung der Briefpost sei. Der Stempel und die Papiere bleiben in Somersethouse.

Lebensbilder aus Kairo.

II.

Die Erschlaffung aller Thatkraft und geistiger Entwicklung thut sich bei jedem Schritt in Kairo kund. Zwar arbeiten die Handwerker, die meist in gewissen Stadttheilen wohnen, ziemlich fleißig, dem Anscheine nach, doch an eine Besserung des Fortschritts seines Werks denkt keiner. Der Schuhmacher arbeitet in derselben Weise, wie vor Jahrhunderten, die plumpen Schnabelschuhe; der Sattler macht seine rohen Pferde- und Eselsättel; der Klempner macht seine ungeschickten Zinnarbeiten; Alles immer nur so, wie er es von seinem Vater gelernt.

Treten wir nun in einen türkischen Bazar, so werden wir dies immer mehr gewahr. Zwar ist hier noch das regste Leben; denn der Orientale wird ganz bewegt von dem Streben nach Gewinn, den er im kleinen Handel sich zu erwerben sucht; doch handelt er vielfach mit occidentalischer Waare. Der kleine Handel ist sein Fach, zum großen fehlt ihm gänzlich der Unternehmungsg Geist und Muth.

Der Bazar ist in einer engen Straße, auf beiden Seiten ist der untere Theil der Häuser zu budenartigen Läden eingerichtet. Auf der aufgeschlagenen Holzdecke und zu beiden Seiten liegen Stoffe aus. Alle Wände sind mit Waaren vollgehängt. Den unteren Theil des Ladens bildet eine Fläche von Gestein, auf dem Teppiche ausgearbeitet und zu beiden Seiten Kissen gelegt sind. Hier hat sich der rauchende Ladenbesitzer mit gemächlicher Ruhe niedergelassen. Oft bemerken wir Läden mit orientalischen Kleidungsstücken. Oben an der Decke hängen die bunten Shawls von Tripoli, daneben ein langes Scheichgewand, dann wieder schön gestickte Effendijacken. In verschiedenen Fächern liegen dann weite Beinkleider, Hemden und seidene Unterkleider, auch stehen vorn mehrere krumme Damascenersäbel; denn ein Säbel gehört mit zum Anstand, und mancher Effendi muß die Stumpfheit seines Kopfes mit der Schärfe der Schneide ersetzen.

Oft hängt dann vorn ein schöner smyrnaer Teppich

zum Verkauf aus, auch sind unter einem Glasfenster Bernsteinpfeifenspitzen, Pfeifenköpfe, bunte Troddeln und dergleichen ausgestellt. Daneben handelt ein Anderer mit unverarbeiteten Stoffen, große Haufen der verschiedenartigsten Kattune und Weißstoffe liegen hier neben einander. Der nächste Schoppen gehört einem Kräuterkrämer, der in verschiedenen Kästen sein Herbarium darstellt, zugleich handelt er auch mit Lichten oder Dehl. Daneben schneidet wieder ein Anderer Tabak und bietet solchen aus; dann zieht wieder eine Klempnerbude unsere Aufmerksamkeit auf sich, und dann wieder die in einem Laden aufgestellten Glas- und ordinären Porcellanwaaren.

Treten wir nun an einen Laden mit der Miene von Käufern, so bietet uns gleich der Händler einen Platz auf seinem Teppich, giebt uns mit einer Artigkeit die Friedenspfeife, ja er besieht vielleicht in seiner Höflichkeit, daß man uns Kaffee bri ge. Sein artiges Benehmen läßt uns in ihm einen vertrauensvollen Händler vielleicht vermuthen, doch lasse man sich nicht trügen. Mit großer Geschäftigkeit holt er alle Arten Kleidungen vor, weite Beinkleider, schöne Jacken, doch ist Alles fast ausländische Waare, Kattune, Tuch, Merino, Alles läßt überseeische Fabrication vermuthen.

Jene schönen Bazare, von denen noch frühere Reisende berichteten, die prangten von ganzen Waffenreihen und schönen orientalischen Stoffen, sind bis auf wenige Spuren verschwunden.

Treue im Handel haben die Orientalen wohl nie sehr gekannt, wenigstens ist ihr jetziger Handel ein gar trügerischer, die Stoffe sind meist schlecht, es kommt hier nur auf's Billige an; freilich fordern die Leute einen sehr hohen Preis, indeß weiß ein Jeder, der mit dem dortigen Handel vertraut ist, daß der unsolide Händler besonders bei Ausländern und vornehmen Reisenden, die mit ihren Dragomanen kommen, wohl den doppelten, ja nach dem vornehmen Aeußern wohl den dreifachen Preis zuerst verlangt und es dann von der beharrlichen Geduld des Kaufmanns abhängen läßt, ob er die Hälfte abdingen will. Die Kattune sind meist englisches Fabrikat, das muß uns wundern, da ja doch Aegypten die schönste robe Baumwolle produziert und der Pascha mit allen möglichen Mitteln die Fabrication zu heben sucht.

Bedenkt man den billigen Tagelohn in Aegypten gegen den theueren in England, in Aegypten ist's vielleicht 20 Para ein Silbergroßchen, in England doch wenigstens 1 Schilling, 10 Sgr.

Bedenkt man ferner, daß England keine Baumwolle produziert und von weither über die See den Stoff sich muß kommen lassen, während ihn Aegypten selbst hervorbringt, so kommt es freilich uns märchenhaft vor, wie England da soll konkurriren, und

och ist's so. Der Engländer nimmt die feine rohe Baumwolle Aegyptens und sendet aus gröberer Baumwolle fabrizirte Stoffe zurück, und die in England aus gröberem Stoffen fabrizirten Kattune sind billiger und besser, als die vom Pascha dort von feineren Stoffen fabrizirten Zeuge.

Das ist die Macht der freien Arbeit und regen Industrie, den gezwungenen Arbeiten und den unredlichen Beamten gegenüber, das ist der Unterschied eines religiös-sittlichen arbeitsamen Volkes, dem sittlich erschlafften, durch seinen Schicksalsglauben trägen Araber gegenüber.

In den Spinnereien des Pascha treibt die Peitsche den widerstrebenden Arbeiter und bei der Bestechlichkeit und Unredlichkeit der Beamten ist alle Handels- und Fabrikations-Spekulation des Mehmet Ali ein Unglück für ihn und für das Volk.

So ist es auch mit den Tuchen: gibt es gleich in Aegypten schöne feine Schafe, so denkt doch keiner daran, daß man aus dieser Wolle Tuch fabriziren könne; es öffnet die Trägheit und geistige Erschlaffung, so wie die Unredlichkeit beim Handel den europäischen Waaren im Orient Thür und Thor.

Auf dem Bazar tobt Alles durch einander, der Armenier, der Grieche, der Jude und der Moslem, Alles schachert, Alles, und bei jedem Handel, so klein er immer sein mag, ist ein Fluchen, ein Schreien und Toben, daß man sich des Unwillens über diese Weise nicht enthalten kann; doch, wer sich an dieses Wesen nicht gewöhnt, der kann nie etwas auf diesen Bazaren erhandeln.

Von dem Werth der Zeit hat man, wie in gebildeten Ländern, hier gar keinen Begriff; gern vergeudet man dies kostbare Kleinod, um eine elende kleine Silber- oder Kupfermünze abzuhandeln. Für den Fremden ist nun freilich diese Zeit nicht gerade verloren, man amüsiert sich an den bunten Gestalten, die da vorbeiwogen. Oft auch hat man das Glück, eine Brautprozession mit anzusehen, da in Orient ja so viel geheirathet wird. Voraus ziehen mehrere Musikanten, d. h. Leute mit bloßem schmutzigem Hemd bekleidet, an ihrer Brust hängt eine kleine flache Trommel, auf diese mit einem Stäbchen schlagend, musizieren; darauf folgen schleppenden Ganges die ehrbar verhüllten, verwandten Frauen, hinter denen jüngere Mädchen und Kinder, die eben so verhüllt, folgen; dann kommt die Braut unter einem an den vier Ecken getragenen Pavillon, die unsichtbare Schönheit wird von ihren beiden nächsten Verwandten geführt, sie ist vollständig verhüllt. Auf ihrem Haupte trägt sie zwar eine Krone, doch über ihr Haupt ist ein prächtiger rother Kaschmirshawl geworfen, der oben über dem Haupte mit Perlenketten umhängt ist. Das arme Wesen ist somit so dicht verschleiert, daß ihre Augen weder sehen noch gesehen

werden können, man führt sie blind in's Eheglück. Es sind oft noch ganz kleine Figuren, Kinder, da die Mädchen im Orient schon mit dem zwölften Jahre heirathen.

Auch ihr künftiger Gemahl kann sie erst nach der Hochzeits-Ceremonie anschauen. Hinter dem seidenen Pavillon gehen noch mehrere Trommler und Flötisten, bei reicheren Heirathen zeigt sich wohl auch ein Tänzer, der wunderbarlich durch das Ausraufen vom Barte, durch Schminke und Weiberkleider seine Natur zu verleugnen sucht und andere uns imponirende wilde Scenen.

Ich kann dem geehrten Leser nicht weiter die Hochzeits-Ceremonien beschreiben. Ueber den Harem kann ich nichts aus eigener Anschauung geben, da die Strenge der Sitte uns davon zurückhält, das vielbelehrende Buch von Laue und das seiner Schwester Miß Poel haben auch alle einzelnen Scenen und Gebräuche des Lebens klar und getreu geschildert. Wohl aber möchte man die Frage über den Ursprung dieser dichten Verschleierungen aufwerfen und wahrscheinlich haben diese Gebräuche, wie viele andere, in dem Leben des Religionsstifters ihren Ursprung, wenn auch nicht vielleicht ganz direkt der Gebrauch davon mag abgeleitet werden.

Muhamed hatte ein unangenehmes Abenteuer mit seiner Geliebten Aisha. Der Prophet war bekanntlich ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts, und vergaß der Liebe Scherze selbst beim Kriegshandwerk nicht.

Eine seiner schönen Gattinnen mußte ihn stets begleiten. Auf einem dieser Züge hatte Aisha das Glück, doch wie erstaunt war der Moslemen Schaar und wie beleidigt war des Propheten Ehre, als eines Tages, beim hellen Mittag, sie nicht in ihrer verschlossenen Sänfte ankam, sondern auf dem Kameele eines fremden Mannes, Safwan. Nach Aisha Aussage verhielt sich die Sache so:

Wie gewöhnlich hatten die bestimmten Kameeltreiber die Sänfte vor ihr Haus gebracht und sich entfernt, um sie ungesehen einsteigen zu lassen; schon hätte sie einsteigen wollen, als sie bemerkt, daß sie ihren Schmuck im Hause habe liegen lassen, da sei sie zurückgeeilt, um denselben zu suchen, unterdessen wären die Kameeltreiber gekommen, und hätten die Sänfte auf das Thier gehoben; denn damals waren die Frauen noch leicht, dieweil sie kein Fleisch aßen.

Als sie mit ihrem Schmuck aus dem Hause getreten, sei die Sänfte weggewesen; verzweifelt stand die Arme da, die Liebe der Ewatochter hätte sie bald ins Unglück gestürzt.

Da kam Safwan, der Sohn Munttals, vorüber, der wegen eines Geschäfts hinter den Truppen zurückgeblieben war, der erkannte sie, denn er hatte sie schon gesehen, ehe ein Vorhang die Frauen des Pro-

pheten von den Männern trennte. Wir sind Gottesf und kehren einst zu ihm zurück, rief der verzweifelte Gläubige. Er lud sie auf sein Kameel und brachte sie dem Muhamed nach.

Lange währte der Verdacht gegen sie, des Propheten Ehre schien geschändet, doch offenbarte sich ihm in einer Vision die Ehre der Aisha, und Sure 24. 11 bis 20 rettete ihren Ruf vor der Welt.

Warum hatten nicht, als die Verleumdung zu Euch gelangte, die Gläubigen die beste Meinung von einander und sprachen, das ist offenbare Lüge? Waltet nicht Gottes Barmherzigkeit über Euch, trüfe Euch in dieser und jener Welt Pein, denn Ihr streitet mit anderen Zeugen aus, was Ihr nicht wißt.

Dieselbe Sure bringt Vers 4 und 5 das Gesetz, daß, wer eine tugendhafte Frau verleumde und nicht 4 Zeugen seiner Aussagen mitbrächte, mit 80 Geißelhieben bestraft werden sollte.

So hart war Muhamed gegen den Verdacht anderer, da er selbst viele Tage an Aisha's Treue gezweifelt und freilich den andern das Geschenk der Unschuldsvision nicht verliehen war.

Diese Begebenheit hatte für die Entwicklung der muhamedanischen Geschichte unberechenbare Folgen.

Hier entbrannte der Zorn der Aisha gegen Ali, ein ächt arabischer, der nie gelöscht wurde, da Ali bei Muhamed gegen Aisha aufgetreten war und ihn aufgefordert, sie zu entlassen.

Jener Zorn der Aisha kostete bekanntlich dem Ali, dem Schwiegersohn des Muhamed, Thron und Leben. Die in dieser Erzählung erwähnte Verhüllung der Frauen bezieht sich nicht gerade auf die jetzige Verschleierung der Frauen, sondern nur zunächst auf die Frauen des eifersüchtigen Propheten.

Als nämlich bei einer seiner Hochzeiten, bei der mit der Zeinab, die Gäste dem verliebten Wirth zu lange verweilten, führte auch der Prophet eine Art Hofweiberetikette ein: „Betretet nicht die Häuser des Propheten, als bis die Mahlzeit bereitet und entfernt Euch wieder, sobald ihr gegessen, verweilt nicht zu traulicher Unterhaltung, denn damit werdet Ihr dem Propheten lästig. Begehrt Ihr etwas von den Frauen des Propheten, so redet sie hinter einem Vorhange deshalb an, das erhält Euer und ihr Herz reiner. Ihr dürftet den Gesandten Gottes auf keine Weise beschwerlich fallen, auch darft Ihr seine Frauen nie nach seinem Tode heirathen: dies wäre eine große Sünde.“

In jener Sure (Sure 24.), in der jenes Abenteuer der Aisha abgeurtheilt wird und die die Sure des Lichts heißt, gibt es noch andere Stellen, welche auf die Verschleierung Bezug haben, s. B. 32.:

„Sage den gläubigen Frauen, sie sollen ihre Augen niederschlagen und von ihrer Schönheit nichts zeigen, ihren Vätern, Schwiegertöchtern, Söhnen, Stief-

öhnen, Brüdern, den Söhnen der Brüder und Schwestern ihrer Frauen, Sklavinnen und den Männern ihres Gefolges, die leidenschaftlos sind, und Kindern, die die Schönheit der Frauen nicht beachten.“

Freilich scheint hier das, was sichtbar werden muß, das Haupt und die Hände den Augen nach bloß zu stellen, und wenn die Keuschen auch den Schleier um ihren Busen werfen sollen, gehört der Muth der Koran-Interpreten dazu, damit auch das Antlitz und der Hals dazu zu verstehen sei.

Der 56. Vers verschleierte aber noch mehr, Gott spricht hier:

„O Prophet, sage Deinen Gattinnen und Töchtern und den Frauen der Gläubigen: sie sollen einen Theil des Ubertuches über das Gesicht herabhängen lassen, dadurch werden sie eher bekannt (als freie Frauen) und nicht beleidigt (wie Sklavinnen).“

Nach einem Koran-Interpreten wird dies freilich in der Art verstanden, wie noch heut zu Tage die Frauen ihre Chabara sich überwerfen.

Geht nun aus dem Koran nicht ganz sicher dieser barbarische Gebrauch, als vom Propheten angeordnet hervor, so entspricht dies doch ganz dem Geiste des Islams, der bei der Polygamie der freien Willfür des Mannes alle äußere Mittel aufbieten muß, um sich der Treue der Weiber zu versichern, und die späteste Zeit hat nur das von Muhamed Begonnene fortgebildet.

Wie wenig eine innere geistige Gemeinschaft das Band zwischen Mann und Weib hier verknüpft, zeigt auch die ganze Weise, wie man sich hier vermählt.

Bekanntlich kauft man die Frauen, ohne daß man sie vorher gesehen. Man unterhandelt und dingt ab vom Preise, wie bei jeder andern Waare; verlangt der Vater 1000 Piaster, bietet der Käufer 600, bis man sich endlich auf den Preis von 800 Piaster vereinigt; — 2 Drittel dieses Geldes bezahlt er gleich voraus.

Jungfrauen sind natürlich theuer; Wittwen oder Geschiedene kann man dagegen sehr billig haben.

Nach allen möglichen Hochzeits-Ceremonien, dem Bad, dem Gebet enthüllt nach dreitägigem Festgelage der Bräutigam im Harem die Braut, und sieht dann erst, ob er billig oder theuer gekauft hat. Entspricht ihr Schönheitsglanz nicht dem Glanze des Geldes, gefällt sie ihm nicht, nun, dann kann er sie sehr bald entlassen, er bezahlt ihr das letzte Drittel des Geldes aus, und steht dann vor seinem muhamedanischen Gewissen und vor der Welt frei und rein da. Eben so steht es ihm frei, Andere dazu zu heirathen.

Nach den jetzigen Gesetzen darf die Zahl der Frauen freilich nicht 4 überschreiten; daß der edle Prophet davon 11 oder mehr gehabt, ist für ihn eine

besondere Begünstigung von Gott, das macht ihm um so mehr Ehre.

Aber auch der jetzige Gläubige braucht sich bei der Bierzahl nicht zu befriedigen.

Vier Gattinnen darf er nur haben, aber wie viel Sklavinnen? davon sagt das Gesetz nichts, d. h. so viel er will, und ob er die Sklavinnen als seine Frauen betrachten und behandeln, und ihre Kinder als ehelich erklären will, steht ganz in seinem Belieben.

Auch dieser Eingriff in die Rechte der Frauen, selbst bei der Polygamie, findet ein würdiges Beispiel in dem Leben des weitgesehenen Propheten.

Eine seiner Gattinnen fand nämlich einst ihren Gott begeisterten Gatten mit ihrer Sklavin im Umgang, ihr Zorn entbrannte, und wiewohl Muhamed sie beschwor, dies Geheimniß nicht zu entdecken, so konnte er doch die geschwägige, gereizte Weiberzunge nicht beschwören; die anderen Gattinnen fühlten alle ihre Würde verletzt, und wiesen dem Propheten die Thür.

Einen Monat darbt der arme, von seinen Weibern verstößene Muhamed einsam auf einem Dachstuhl, dann aber stellte er das Verhältniß zu seinen Weibern wieder her, und ließ sich eine Sure dazu offenbaren (cf. Sure 66. 1—6.):

„O, Prophet, warum versagst Du Dir, Deinen Gattinnen zu Liebe, was Gott Dir erlaubt? nämlich Deine Sklavin Maria. Gott ist gnädig und barmherzig, er hat auch vorgeschrieben, wie Ihr Euch Eures Eides sollt entbinden (nach Sure 5. 98. muß der Reiche zehn Arme speisen und kleiden, oder einem Sklaven die Freiheit schenken, der Unbemittelte drei Tage fasten, für einen Treubruch), dann redet der Prophet die Frauen als die Schuldigen an. Wenn Ihr Beide Euch befehrt (die Haffa und Aisha), denn schon wandte sich Euer Herz zum Bösen. Verbindet Ihr Euch aber gegen ihn, ist Gott sein Beschützer, der Engel Gabriel und die frommen Moslemen. Vielleicht wird ihm Gott, wenn er sich von Euch scheidet, bessere Gattinnen statt Euer geben, gottergebene, gehorsame, gläubige, bußfertige, andächtige, fastende Wittwen sowohl als Frauen (cf. Weil 274—277).“

Mit den Hochzeitsprozessionen verbindet man meist noch die der Beschneidung, da mehrere Feste zusammen genommen die Sache etwas billiger machen, so folgt dem Hochzeitsaufzug ein Barbier, der seinen mit Perlenmutter beschlagenen hohen Stuhl auf dem Kopf trägt, darauf wieder Musikanten derselben Art wie bei der Hochzeit, danach der Kleine, wie ein Affe, mit bunten Kleidern schön geschmückt auf einem schön gesattelten Ross, mit der Hand hält er ein reich gesticktes Tuch vor das Gesicht, um sich vor dem bösen Blick zu schützen, hinterher verbüllte, jubelschallende Weiber, die Mutter und die nächsten Verwandten.

So kann man sich ganz leidlich im Bazar amüsiren, und wie ein Panorama wogt die geschäftige Welt bei uns vorüber, während wir mit gemächlicher Ruhe ein Pfeifchen rauchen und den Kaffee schlürfen.

Aus Venedig.

Unter den zahllosen Kirchen von Venedig sind nur wenige großartig und schön, aber sehr viele derselben besitzen eine seltene Fülle von Gegenständen der anregendsten und anziehendsten Studien. Wirf den Blick auf die bald einfach ernsten, bald prunkhaften Grabmäler der Kirchenwände entlang und von dem vielhundertjährigen Marmor leuchten Dir die Namen Dandolo, Giustiniani, Morosini entgegen. Hier einer der alten Seeherzoge mit dem strengen Antlitz, über dessen unerbittliche Züge selbst der Tod nichts vermocht hat, auf den Sarkophag ausgestreckt; dort ein anderer hoch zu Ross wie ein Triumphator noch über dem eigenen Grabe. Jener Sarg dort oben, aus rohen Brettern gezimmert, er enthält den enthaupteten Leichnam des Feldherrn der Republik, Grafen Carmagnola, den weder sein edles Geschlecht noch seine Kriegsthaten vom Beil des Henkers retten konnten, nachdem er über seine Vollmachten hinaus eine Unterhandlung mit dem feindlichen Heerführer begonnen.

Wie wir doch so viel humaner sind, als die weiland Venetianer und nach Umständen die heutigen Engländer und Franzosen, davon wissen die Kleist, die Zichy, die Jachmann und hundert andere zu rühmen, die in einem Staat, dem es mit sich selbst recht voller Ernst ist, den hundertsten Theil ihrer Feigheit mit dem Leben bezahlt haben würden; denn in einem solchen Staate ist die Feigheit, ja zuweilen sogar das bloße militärische Unglück, ein eben so großes Verbrechen, wie der Verrath.

Zwischen jenen finstern Bildern des Todes und des eisernen Heldenthums prangen in jugendfrischem Farbenglanze die Werke der lebensfreudigen venetianischen Malerei. Wie keine andere hat die venetianische Schule der biblischen Geschichte und der Legende die menschliche, die schöne, die heitere und geschmackvolle Seite abzugewinnen gewußt.

Die Venetianer sind in Anmuth, Lieblichkeit und weltlichem Sinn die Heiden der christlichen Kunst. Sie verabscheuen das Unschöne und weisen es zurück, selbst wenn es sich durch himmlischen Geburtsschein zu legitimiren versucht, und die Poesie des Gräßlichen, oder gar die Idealisierung des Schmutzes, in der so mancher fromme Pinsel der alten und neuen Zeit seinen Ruhm sucht und seinen Genuß findet, diesen traurigen Abbirrungen des Geistes und des

Geschmacks — denen Raphael die ganze Würde der Kunst entgegengehalten — ist die gesunde Natur der Venetianer vollkommen unzugänglich.

Das Wesen der venetianischen Kunst besteht in der Verklärung des Sinnlichen durch die Schönheit, der obersten aller Gottheiten, denen ihr Kultus gewidmet ist.

Tizians, Tintoretto's, Sassoferrato's hohe edle Weibergestalten, sie stammen nicht aus dem Empyrium, sondern sie sind die herrlichsten unter den Töchtern dieser Erde, adelig vom Scheitel, den das üppige goldbraune Haar wie mit einem natürlichen Diadem krönt, bis zu der Spitze des feinen Fußes, der unter dem weißen fließenden Gewande hervorblüht, adelig bis in jeden Blutstropfen, welcher durch die zarte, weiße Haut hervorschimert, bis in die leiseste Seelenregung, die aus den leuchtenden Augen und aus den Zügen des spiegelklaren Gesichts wieder scheint.

Das stolze, schöne Geschlecht dieser Weiber scheint ausgestorben zu sein in Venedig. In Rom soll ein ähnliches noch heute in voller Blüthe stehen. Ich glaube es nicht. Das heutige Rom kann keine Menschen zeugen, wie sie das meerbeherrschende Venedig hervorgebracht hat.

Man rühmt den Stolz der Römerinnen. Stolz! Nächst dem Bewußtsein des persönlichen Werthes berechtigt zum Stolz nur der Besitz der Freiheit und Macht. Wie arm ist an solchem Besitz das heutige fürstliche, wie das bürgerliche Rom? —

Die Venetianer aber waren, wenn nicht ein freies, so doch ein herrschendes Volk, ein Volk, dessen Gesetze eben so viele Millionen gehorchten, als es selbst Hunderttausende zählte, und in diesem Verhältniß, gleichwol ob und inwiefern es vor der heutigen Staatsmoral bestehen kann, lag der Ursprung und die Berechtigung ihres hochfliegenden Sinnes, ihrer aristokratischen Natur. Wenn Cäsar zu wählen gehabt hätte, er würde lieber der letzte in der venetianischen Signoria gewesen sein, als der erste unter den Principi Romani.

Viele der großen historischen Namen Venedigs sind heute noch vorhanden, aber mit der politischen Macht ist auch der äußere Glanz jener Familien erloschen, und nur wenige von ihnen haben wenigstens ihren Reichthum bis auf den jetzigen Tag vererbt.

Auf der Fahrt durch den großen Kanal nennt uns der Führer fast jedes Haus mit einem berühmten Namen; fragen wir aber nach dem gegenwärtigen Eigenthümer, so wird uns gewöhnlich eine heruntergekommene Größe des Auslandes oder ein fremder Emporkömmling genannt.

Vertriebene Fürsten mit den kleinen Ersparnissen, die sie vorsorglich auf die Seite gebracht, Theater-

damen mit den ertanzten und ersungenen Reichthümern, Börsenspekulanten mit den erschwindelten Millionen, haben das Erbe der Dogenfamilien um Spottpreise an sich gebracht, und dadurch wenigstens eine Reihe der herrlichsten Bauwerke vor dem frühzeitigen Verfall bewahrt.

Wenn man die venetianischen Paläste nach dem heutigen Besitzer umtaufte, viele der schönsten und größten unter ihnen würden Moses, Levi und Abraham heißen.

Die Enkel Shylocks haben die Rache geübt, die ihren Abnherrn durch die Cabinetsjustiz des Dogen entrisen wurde. Sie haben die Giudecca verlassen, haben sich im Mittelpunkt der Stadt des heiligen Marcus festgesetzt, sie haben die Nachkommen ihrer Verfolger aus ihren Palästen vertrieben, und ich wette, daß unter dem Schwarm der zerlumpten Kinder, die uns auf der ehemaligen Judeninsel anbeteln, auch die letzten Sprößlinge Antonio's, „des königlichen Kaufmanns von Venedig“, und seiner überschlauen Advokatin Porzia verborgen sind.

An öffentlichen Denkmalen, zum Gedächtniß großer Männer und großer Thaten ist Venedig weniger reich, als man bei seiner großen Geschichte und bei der systematischen Sorgfalt erwarten sollte, welche die Republik Jahrhunderte lang auf die Ausbildung des bürgerlichen Geistes und die Pflege der patriotischen Tugend verwandte.

Freilich, die Kriegsbeute aus Griechenland und Asien zeigt durch eine Menge kostbarer und großartiger Werke der Kunst, welche dem Bau der Marcuskirche einverleibt und auf der Piazzetta aufgestellt sind, von den alten Siegen und von dem Ruhm der Republik, aber den einzelnen Trägern dieser Siege und dieses Ruhms hat Venedig nur selten einen monumentalen Dank gezollt. In dieser Unterlassung offenbart sich, bewußt oder unbewußt, der Ernst und die Würde des ächt republikanischen Geistes. Wer seine Schuldigkeit thut, der hat keinen Anspruch auf Dank, und es ist unmöglich, daß der Bürger gegen das Vaterland mehr thue als seine Schuldigkeit. Der höchste Lohn, der einzige, der ihm zu Theil werden soll, ist die Anerkennung, daß er seine Pflicht erfüllt; bene meritum esse de republica, war der höchste Ausdruck des Lobes, den die Sprache des römischen Senats kannte.

In unsern Tagen versteht man die Sache anders. Der Staat hat eine Anzahl von Mitteln zur Beförderung — wir wollen sagen des bürgerlichen Verdienstes — erfunden, Ordensbänder, goldne Dosen, Pensionen, Geheimrathstitel u. s. w., und er handelt dieselben mit so großer Freigebigkeit, daß man meinen sollte, es müsse unter uns wimmeln von politischen Tugenden wie in einem ägyptischen Brutofen von Ruchlein. Und in der That, wenn man nur

den Worten, welche die Wirkung bezeichnen, die der Natur der Mittel entsprechende Bedeutung gibt, so findet man wirklich, daß es unter uns noch immer nicht an einer Fülle aller der Verdienste und Tugenden fehlt, die auf diesem Wege erzeugt und großgezogen werden können. Ja, wir haben sogar Beweise, daß eine angemessene Pflege jene Tugenden bis zum wahren Heldenhum steigern kann, wie es denn z. B. Herr Hassenpflug in seiner Art jedem Spartiaten gleichthut.

Gleichwohl macht sich im Allgemeinen eine bedenkliche Abnahme der Wirkungen bemerklich, welche man ehemals durch die Ausübung des Systems zweckmäßiger Ermunterungen und Belohnungen zu erzielen verstand. Gibt es doch schon Geheim- und sogar Legationsräthe in der Opposition. Wo will das hinaus! — Am Ende wird dem Staat nichts anderes übrigbleiben, als die „guten Gesinnungen“ der Bürger zu verdienen.

Nur ein einziges öffentliches Standbild ist mir in Venedig in's Auge gefallen, die Reiterstatue des Feldherrn der Republik, Bartolomeo Coleono, vor der Johannes- und Paulskirche. Bewunderungswürdig ist der Ausdruck der Energie des Rosses bei der einfachsten schreitenden Stellung. Jedes Mitglied des Jockeyklubs wird wetten, daß dieser Gaul die Meile binnen weniger als einer Stunde im Schritt macht. Des Gegensatzes wegen könnte ich ein anderes ehernes Pferd nennen, von welchem sich manche Leute einbilden, daß es schreite, während es doch die Beine nur im Schlaf aufhebt.

Die bereits genannte Kirche San Giovanni e Paolo ist reich an Bilderarbeiten, welche gesehen zu werden verdienen. Ein Relief von Bonazzo zumal, die Anbetung der Hirten darstellend, ist von einer rührenden Naivität des Ausdrucks. Im grellen Gegensatz dazu erscheint auf einem andern Relief, ohne Zweifel von französischer Hand, die Jungfrau Maria als Marquisin aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. — die ärgste Profanation, die ich je gesehen, von der ich je gehört habe, wiewohl sie sicherlich ganz arglos gemeint ist.

Allem Anschein nach ist die Mehrzahl der venetianischen Kirchen ehemals sehr reich gewesen, und mit der Stadt verarmt. Daher mag es denn wohl auch kommen, daß man in Venedig sehr wenige Geistliche und fast gar keine Mönche sieht, während es in dem reichen Mailand von beiden wimmelt.

Der deutsche Handwerker im Orient.

I.

Vor einigen Jahren beschenkte ein Wagnergehilfe, Dobler, unsere Literatur mit einem Buch, in welchem

er uns von seinen Wanderungen durch den Orient erzählte. — Das Buch, wenn auch nur von einem Wagnergehilfen geschrieben, war unserer Literatur durchaus nicht unwürdig. Er bewies am Ende, daß des Verfassers Hand durch den Hobel und die Art nicht so schwerfällig geworden war, daß sie nicht auch das leichte Instrument, die Feder, mit Geschick führen könnte; es bewies ferner, daß der Verfasser mit gesundem Verstande und ruhiger Ueberlegung die Verhältnisse zu beurtheilen wußte, welche ihm neu und fremdartig entgegentraten, wenn er auch nicht im Stande war, sich die Ursachen jener Gestaltung des Lebens klar zu machen. Aber nicht jeder Handwerksbursche reiset mit so viel Verstand und Einsicht, als Herr Dobler.

Eben so erfreulich als uns die Erscheinung des Wagnergehilfen Dobler ist, eben so unerfreulich ist die Erscheinung anderer deutscher Handwerker, denen man im Auslande begegnet.

Begleiten wir einmal einen unserer Landsleute, der seinen Känzel auf die Schultern nimmt und mit einem Paar neuen Hemden, einem Paar Stiefeln, einem leidlichen Rock, den dicken Stock in der Hand frohen Muthes die große Wanderung unternimmt. Ein Paar Thaler etwa hat er in der Tasche, und mit diesem kleinen Kapital getraut er sich eine weite Reise zu, eine viel weitere und längere, als viele Herren, die in stolzen Karossen an ihm vorüber fahren, mit vielen Tausenden zu unternehmen wagen; denn er trägt ja einen guten Schatz bei sich, ein Kapital, das reiche Zinsen bringt, sein Gewerke, das überall ihm treu erhalten wird.

Bereinigt sich mit dieser Kenntniß noch sittliche Kraft, noch ein lebendiges Leben in seiner Religion, dann können wir wohl diesem kühnen Schiffer, der auf so kleinem Rachen auf das stürmische Meer hinausstreift, mit froher Zuversicht zusehen. Aber wehe ihm, wenn er jenen Schatz im Kopfe und jenes Kleinod in seinem Herzen nicht hat; denn dann ist er rettungslos verloren. — Seine Mutter und sein Vater geben ihm ihren Segen, sie hoffen, er werde von seiner Wanderung geistig und leiblich gestärkt wieder kommen und als ein tüchtiger ehrlicher Handwerksmann ihnen im Alter beistehen.

So geht denn der Handwerksbursche fort, zunächst reist er gen Süden. Er sieht die Städte Deutschlands, die oft mit ihren hochgewölbten Thürmen, ihren spitzen Giebeldächern, ihren Statuen, den bisher noch wenig erregten Geist auf Deutschlands alte Zeit, auf Deutschlands alte Größe hinweisen.

So kommt er denn, nachdem er durch Baierns Bierstraße gezogen, zu jener Kaiserstadt in Süddeutschland, die an der Donau stolz sich erhebt und mit vielen Thürmen und Kuppeln, mit schönen Plätzen und Kirchen, mit Theatern und Festlichkeiten den

schon angeregten Geist mit neuen Bildern erregt. — In Wien findet der deutsche Handwerker schon bessere Arbeit, und manche Handwerke bieten schon gutes Verdienst, dennoch giebt's viel mehr Gelegenheit, Geld auszugeben, als Geld zu verdienen, und da sehe sich der deutsche Neuling gar vor, ob ihm die praktische Weltweisheit nicht gar zu theuer zu stehen komme. — Bei Wien fließt die Donau vorüber, Dampfschiffe gehen hin und wieder, die Donau, denkt der Handelsmann, ist doch ein deutscher Strom. Da willst Du langfahren. Er kommt nach Pest. Hier geht es mit der Arbeit noch leichter, viele Arbeiten werden hier nur von den Deutschen betrieben und demzufolge bezahlt man auch besser.

Der erste Versuch, gen Osten fortzuschreiten, war dem deutschen Handwerker besser gelungen, als es dem deutschen Volke je gelang, und er hat in Pest sich etwas erworben, gehts auch wohl weiter gen Osten noch besser. Die Donau gleitet er hinab und kommt nach der Walachei. Will er arbeiten, hat er viel zu thun, denn je weiter zurück man im Lande ist, desto willkommener ist der geschickte Gast. Bukarest, Galaz, die großen Städte von den romanischen Völkern bewohnt, bieten noch reichere Ernte dem rüstigen Arbeiter, aber man sehe sich vor, das Unglück ist leichter zu tragen als das Glück, und für den Handwerker giebt es keine gefährlichere Klippe als die, daß es ihm zu gut geht.

Der Arbeiter braucht hier nicht mehr den ganzen Tag zu arbeiten. Seine Arbeit wird wohl so gut bezahlt, daß er wohl manche Stunden zur Ruhe hat, und was noch schlimmer ist, die Bevölkerung, die Vornehmen natürlich ausgenommen, behandeln ihn mit gewisser Achtung. Da denkt gar bald der Handwerker, er sei eine Art Herr. Zu einem Seigneur aber gehört auch etwas Aufwand, und das leichter erworbene wird auch leichter ausgegeben. Oft vergißt man da nur gar zu leicht, daß ein kluger Feldherr sich stets müsse den Rückzug offen halten, was auf gut deutsch für den Handwerker heißt, behalte stets Geld genug zur Rückfahrt, denn einen Strom hinunter fahren ist leicht, aber den Strom wieder herauf zurückkehren ist schwer. Was aber eigentlich für den Handwerker noch schlimmer ist, ist, daß es im Gewerke, wie in allen menschlichen Dingen keinen Stillstand giebt, sondern daß der, der stille steht, zurückkommt. Der Handwerker hat in diesen Gegenden nicht recht Gelegenheit, sich auszubilden.

(Schluß folgt)

Lyrisches Räthsel.

Sanft und anspruchslos erhebt ihr dustendes
Blüthenhaupt
Eine bescheidene Rose aus der Muttererde
Schooß,
Der leise Zephyr fächelt sie, der sanft den Duft
ihr raubt —
Du trittst näher; und sieh'! im Kelche ruht,
gebettet bloß
Auf Blüthenstaub, ein Kind mit Schwingen,
und seine Glieder
Sind so zart und fein, seine Neuglein so sanft
wie Lieder.

Deine Brust beengt Dir Seligkeit, Du glaubst
erwecken
Mußt den Kleinen Du, ruh'n solle er länger
nicht, scheint Dir;
Doch siehst Du auch im Kelch Köcher und Pfeile
mit Schrecken
Und Bogen — doch belächelst Du Dich —
sprichst: „Wie könnte mir
Dies holde Kind mit seinen Waffen, irgend
einen Schmerz
Bereiten, das ja nur geboren scheint zu Spiel
und Scherz!?“

Du nah'st Dich leisen Trittes, — weckst den
Ruh'nden, — er erwacht —
Ergreift Bogen und Pfeil, — zielt — die
Sehne schwirrt — — Deiner Brust
Entwindet sich ein bebender Schmerzlaut!
Der Bube lacht
Mit höhrender Gebehrde, als wär' Dein
Schmerz seine Lust!!
Und eil'gen Fußes entflieht er Deinem gerechten
Groll'.
Nun sag' an, wer ist der Knabe, den man
nicht wecken soll?

•••••

Anton Eiber.